Haus und Welt

Der Fund

Von H. R. Barbor.

Der große Geschichtsphilosoph Ato hatte seinen Studenten versprochen, daß sie die ersten sein sollten, denen er von der antiken Welt Kenntnis geben wollte, die er durch eine glückliche Verkettung von Zufällen bei der Forschung nach versunkenen Ruinen der fast mythischen Stadt London erschlossen hatte. So versammelte sich also seine Schule, stattliche junge Männer und schöne Mädchen, in dem grünen Garten, wo der Philosoph gewohnt war, seine Vorlesungen zu halten — es war an einem sonnigen Morgen des Spätfrühlings des Jahres 4886, alle in einer Stimmung von kaum verhohlener Erwartung. Als der betagte Weise die Klasse erreicht hatte, schien etwas von der jugendlichen Heiterkeit seiner Schüler auch seinem Wesen sich mitzuteilen.

„Meine Schüler," sprach er, „ich habe euch versprochen, daß ihr die ersten sein sollet, um das Erbe des großen Fundes anzutreten, welchen das Altertum unserer Generation vermacht hat. Ich kann bescheiden und ohne Stolz den Ruhm für mich beanspruchen, nicht wenig von jener wunderbaren Zivilisation entdeckt zu haben, deren bloße Spuren sogar seit der Sintflut im Jahre 3540 für viele Generationen verloren waren. Nur in den Legenden, welche unter den halbwilden Nachkommen der Ueberlebenden jener Erdkatastrophe erhalten blieben, waren imstande, uns über das Leben, die Gesellschaftsverhältnisse und die Künste jener klassischen Aera zu informieren. Seit unserer Renaissance vor 400 Jahren sind opfervolle Gelehrte bemüht gewesen, aus jenen Legenden, aus den verstreuten Beweisstücken, die durch Ausgrabungen gewonnen wurden, durch mühevolle Untersuchungen und Forschungen irgendwelche Begriffsvorstellungen über die Art des Lebens unserer vergangenen Ahnen zusammenzubringen.

Nur durch die in späteren Jahren angestellten Vergleiche und dank der brillanten Forschungen meiner Kollegen auf dem Gebiete der Prähistorie und der Archäologie sind wir in die Lage versetzt worden, die Authentität jener Mythen zu bestimmen und zu beweisen, welche uns von einem großen Handelszentrum der antiken Zeit, „London" genannt oder genauer „Londinium" geheißen, zuverlässige Kunde geben."

Ein Geflüster unterdrückten Applauses erhob sich unter den Schülern, eine Anerkennung für den greisen Professor, der es sich selber angelegen sein ließ und die Oberleitung bei den Ausgrabungen geführt hatte, die zur Entdeckung von London geführt hatten. Der Professor nahm dieses ehrenvolle Gemurmel mit einem geringschätzigen Lächeln zur Kenntnis.

„Ich habe euch eine Offenbarung versprochen. Hier ist sie." Auf einen Wink des Professors schleppten zwei Diener desselben einen breiten und allem Anschein nach schweren Gegenstand vor seinen Lehrstuhl. Sie legten ihn ehrfurchtsvoll auf die Erde nieder und gingen wieder. Der Professor begab sich zu dem Platze, wo die fremdartige Reliquie einer fast vergessenen Zivilisation lag.

„Bevor ihr, meine geliebten Schüler, diesen Gegenstand erblickt habt, habe nur ich ihn zuvor gesehen, die Arbeiter, welche die Ausgrabungen durchführten, und drei meiner Kollegen, Professoren der Archäologie. Diese letzteren haben aus ihnen allein bestbekannten Gründen eine anzweifelnde Stellung eingenommen, welche in ihrer Haltung des Mißtrauens im Hinblick auf meine Theorien betreffs dieses Erbstückes zum Ausdruck kommt. Der Konservativismus meiner Kollegen wird am besten und sinnfälligsten begriffen werden, bis ich Sie, was ich eben jetzt im Begriffe bin zu tun, von der Grandiosität dieses Fundes aus vergangenen Zeiten unterrichtet habe."

„Sie werden wahrnehmen," fuhr der gelehrte Ato fort, „daß hier ein paar ganz merkwürdige Zeichnungen, Chiffren und Symbole auf dem Körper dieses Objektes vorhanden sind. Ich habe aus diesen die Schlüsse über die Natur dieses Körpers gezogen. Wenn meine Deduktionen falsch sind, sind die meiner Herren Kollegen richtig. Doch ich bin davon felsenfest überzeugt, daß in diesem Gefäße von der Menschheit eines damals glücklichen Landes das Erbe einer edlen, klassischen Zivilisation, daß in diese dauerhafte und widerstandsfähige Hülle verschiedenartige Gegenstände eingeschlossen worden sind, als Beweis und Illustration, und zwar mit Vorbedacht und im Hinblick auf die Ewigkeit — für Studienzwecke, trotz der Irrungen der Menschheit und der Naturkatastrophen, um uns, den Erleuchteten dieser Generation, die Beweise der Erleuchteten einer früheren Generation, die viel reicher als wir mit Weisheit und praktischem Wissen ausgestattet war, handgreiflich vor Augen zu führen.

Ich schlage jetzt vor, meine Deduktionen zu untersuchen, sich meiner Person zur Erschließung dieses unschätzbaren Vermächtnisses einer vergangenen Zeit zu bedienen, das Gefäß zu öffnen und Ihnen, meine werten Hörer, jetzt unsere Erbschaft zu baren."

Auf ein Zeichen des betagten Professors traten zwei Assistenten mit schweren Werkzeugen nach vorne. Mit einem kaum beherrschten Zittern beobachtete der Greis, wie einer von ihnen den Meißel an das eine Ende der Hülle ansetzte. Der zweite schwang seinen Hammer darüber.

* * *

Bei dem nächsten Kongreß, den die Gesellschaft der Gelehrten, deren Mitglied der Professor gewesen war, veranstaltete, wurde seinem Andenken, als einem glänzenden, wenn auch manchmal hartnäckigen Forscher in beredten Worten Ausdruck verliehen. Nicht die wenigste Anerkennung wurde ihm hierbei auch durch seine drei Kollegen und Professoren für Archäologie gezollt. In hundert Häusern betrauerten zugleich Eltern und Geliebte ihre Toten, von denen keine Spur zu finden war und die durch die Explosion einer uralten Fliegerbombe ums Leben gekommen waren.

Das kosmische Schafott

Aus der Aktenmappe des Kriminalrichters Tom Gumford.

Wir schreiben das Jahr 1990 in der schönen Stadt der Millionen, in Neuyork. Die Versuche, den Weltenraum zu überwinden, hatten zu dem Ergebnis geführt, daß unbemannte Mondraketen nach der Umkreisung des Mondes auf die Erdkruste wiedergekommen waren. Es galt nun: Wer macht die Fahrt nach dem Mond mit?

Trotzdem keinerlei sichtliche Beschädigung im Inneren und Aeußeren der höchst sinnreich ausgeführten kosmischen Pioniere in Gestalt von Dreifachraketen erkenntlich war, wollte sich niemand zu der Kühnheit, dem Heroismus einer Weltenfahrt finden...

* * *

In Sing Sing, dem gewaltigen Gefängnis der Riesenstadt, waren wieder einmal nach langer Pause Hinrichtungen nötig.

Dieses Mal fielen Leute aus der Intelligenz dem elektrischen Stuhl zum Opfer.

Sie hatten im Bereich der Technik und der experimentellen Medizin an fremdem Leben sich vergriffen, und die gleiche Strömung, die in den Staaten für die Abschaffung der menschenunwürdigen Todesstrafe, für möglichst weite Verbreitung humanitärer Gedanken mit der Allgewalt einer nur drüben möglichen Massensuggestion warb, war für die Abschaffung menschengefährdender technischer Versuche.

„Technische Vivisektion ist abzuschaffen!" so hieß das Schlagwort, das die Menge beherrschte.

Dabei war alle Welt von den Ergebnissen der in dem letzten Jahrzehnt wiederholt geglückten Planetenfahrten begeistert.

„We want the man to conquer the world!" schrieben die Blätter. „Wir suchen den Mann, der den Weltenraum erobert!"

Aber niemand meldete sich.

Das Unternehmen schien eine Tat des Herostrates, der sich einen Namen verschaffen wollte und den weitberühmten Tempel der ephesinischen Göttin in Brand steckte...

Mr. Gumford sitzt in Gedanken vertieft über den Akten, die das Todesurteil dreier Gelehrten enthielten und in langwierigen juristischen Ausführungen begründeten.

„Eine seltsame Welt, sehr seltsam," sagte er müde, als schrill ein Glockenzeichen die Stille zerriß: „Die drei Männer von morgen — die Verurteilten — wünschen Euer Gnaden zu sprechen."

Aus der Armensünderzelle drang dieser letzte Schrei zu Mr. Gumford. Als letzte Gunst hatten sich die bedauernswerten Opfer der verrückten Volksmeinung eine Unterredung mit ihrem Richter erbeten.

„Wie Sokrates die Nacht vor dem Schierlingstrank?", erinnerte sich der Richter aus den Tagen seiner Columbia-Universität und ließ bitten.

* * *

Mr. White, Mr. Cornes und Mr. Hugh bewiesen in der kurzen Unterredung mit dem Juristen eine selbst für kühle Denker auffallende Ruhe, die Abgeklärtheit eines Menschen, der mit dem Leben abgeschlossen hat.

„Wir bedauern nur, so früh abtreten zu müssen, aus dem Weg unserer Wissenschaft, der noch so vollgepackt mit Forscherarbeit ist" meinten sie.

„Es gibt nur noch einen Weg," bemerkte Mr. Hugh, der ruhigste unter den Ruhigen, „wir besteigen die morgen fällige Mondrakete."

„Das Raumschiff ist eigens für die Mitnahme von drei Beobachtern gebaut, die Männer sein müssen, die mit dem Leben fertig sind," sagte Mr. White.

„Darum," schloß Mr. Cornes, der bedeutendste Kosmenchemiker der Welt, „bitten wir, an den Präsidenten der U. S. A. unverzüglich zu radiographieren, den elektrischen Stuhl mit dem Raumschiff abzulösen und uns die Fahrt in den Kosmos wagen zu lassen."

„Allright," seufzte Mr. Gumford und radiographierte.

In wenigen Minuten war die Genehmigung des Weißen Hauses da.

Man war ersichtlich auch dort durch diese großartige Lösung des Kriminalfalles, eines Präzedenzfalles von unübersehbaren Folgerungen für Wissenschaft und Technik, von dem Alp befreit worden, der durch dieses Todesurteil, formell und schließlich die einzig richtige Lösung der furchtbaren Verwicklung von juristischen und kriminellen Grenzfragen, auf der ganzen gebildeten Welt lastete.

* * *

Am anderen Morgen war der Abschuß des Raumschiffes im erloschenen Krater des Pico de Orizaba in Mexiko.

Zur Verminderung des Luftwiderstandes hatte man das Planetengeschütz hier aufgestellt.

Der Krater, ein riesiger unregelmäßiger Kreis steigt um rund dreihundert Meter jäh ab und wurde von den mexikanischen Peones, ehemaligen Arbeitern auf dem Schwefelbergwerk, das sich innerhalb der vereisten und schneebedeckten Hänge des Kraterloches jahrzehntelang gelohnt hatte, durch Stollen von außen kraterwärts getrieben, zugänglich gemacht.

Die 22 Breitengrade Neuyork—Orizabadreite (41 Grad und 19 Grad n. Breite) waren mittels Raketenmotors mit der Durchschnittsgeschwindigkeit von etwa 1 Kilometer in der Sekunde in weniger als 1 Stunde durchflogen. Im Fernverkehr stiegen die Ueberflugzeuge nie unter 5000 Meter hinab, um den Widerstand der Luft auf das geringste einzuschränken. Der Erdschwere zu entkommen, hatte man diesmal die deutsche Erfindung von Raketen mit flüssigen Treibstoffen benutzt. Alkohol und flüssiger Sauerstoff erreichten Auspuffgeschwindigkeiten von über 4000 in der Sekunde. Das Raumschiff Astro bestand mit Ausnahme des oberen Viertels aus ineinandergesteckten Raketen.

Waren die Triebstoffe in einer Rakete verbraucht, so wurde sie der Reihe nach abgekoppelt. Als stärkstes Mittel verwandte man in der obersten Rakete Knallgas. Im Aeußeren erinnerte das Raumschiff des transplanetarischen Verkehrs an ein Fischungetüm der Tiefsee.

Die Riesenspiegel an den Schneehängen des Orizaba sammelten die Sonnenkraft und speisten ein Kraftwerk im Innern des geräumten Kraters, das Elektrizität erzeugte. Elektrolytisch schied die elektrische Energie des Wassers, das in hinreichende Menge in den vereisten Schneedecken zur Verfügung stand, in Wasser- und Sauerstoff und beschaffte so in der Höhe über 5500 Meter die speisenden Stoffe.

Die technische Bewältigung der gefährlichen Betriebsstoffe bei der Anwendung und Mitnahme in so riesigen Mengen, wie sie die Weltenfahrt erforderte, war über die Gefahr einer Explosion hinaus bis zur Bemeisterung gediehen. Die Pumpen setzten nicht aus trotz der entsetzlichen Kältetemperaturen, Vergaser und Zerstäuber arbeiteten tadellos. Entflammer entzündeten das Vergaste vorzüglich, und die Kühler sorgten für eine unübertreffliche Enthitzung der auf etliche 1000 Grad erhitzten Ofenwände.

In Ellipsen schwingt sich „Astro" aufwärts aus dem Bann der Erdanziehung hinaus und rast in Parallelbahn zum Mond als der unserer Erde am nächsten liegenden Anfangsstation im Weltenraum.

Doch kehrte das kühne Schiff nie wieder. Die drei Männer blieben selbst noch in ihrem Tode Pfadfinder der Menschheit und umwanden ihr Haupt mit der Krone unentwegten Forschermutes.

Kopeitkos Kanarienvogel

Das Geschäft war zwar klein, aber nun war es doch gekommen, daß der Chef zu seinem Kleinauto für die Buchhalterei eine Rechenmaschine angeschafft hatte.

Justin Kopeitko hatte schmerzlich aufgeblickt und zögernd war er von seinem Platze aufgestanden, als ihn der Chef rief. Sogar dem kleinen Arion, welcher der jüngste war von den Lehrlingen und der die Bereitwilligkeit, mit welcher der alte Kopeitko stets einem Ruf seines Herrn folgte, im Stillen bewunderte, war dies Zögern aufgefallen.

Der Chef, immerhin ein wenig menschlich, sonst hätte er wohl den Vierundfünfzigjährigen schon lange abgebaut, hatte den Widerwillen seines alten Buchhalters bemerkt. Er suchte diesen, während der Verkäufer der Rechenmaschine eifrig bemüht war, den Mechanismus und die Bedienung seines Apparates zu erläutern, zu beruhigen. Er sprach von der Zeitersparnis, von der Konkurrenz und schließlich von den beiden Mädchen, von denen eine zum Frühjahr schon überflüssig wäre, so er, der Buchhalter, sich bis dahin eingearbeitet hätte, was bei seinem guten Willen und seiner Intelligenz zweifellos der Fall sei. Kopeitko hatte willfährig, wie er es schon seit achtunddreißig Jahren tat, mit dem Kopfe genickt; nur als der Chef sich eingehender der Maschine zuwandte, hatte er sein Gesicht schmerzlich verzogen.

Es war sehr einfach, die Maschine zu bedienen, und die kleine Belegschaft hatte es sehr schnell begriffen. Kopeitko jedoch saß an diesem Abend noch lange an dem Instrument, drehte, stellte und probierte vergeblich. Sein Hirn war wohl in dem Gleichklang der Jahre, in denen er hie[r] gesessen und allein nur zwischen Büro und Heim — er war Junggeselle — gelebt hatte, ein wenig unbeweglich geworden. Er begriff die neue Zeit nicht mehr so recht, und so half sie den Abstand zwischen ihm und der Welt vergrößern. Auch seinen Chef hatte sie berührt und mitgerissen: erst ein Auto und jetzt diese Maschine. Wenn dies alles der alte Herr noch erfahren hätte... Justin Kopeitko rann eine Träne über die Wange und fiel in die Tasten, wo sie ein wenig glitzerte, [bis] sie verschwand. Kopeitko ging nach Hause, aß, fütterte seinen Kanarienvogel, las die Zeitung und legte [sich] zur Ruhe. Aber er fand keinen Schlaf. Sein Leben stieg vor ihm auf in schrecklichen, starren Bildern, die sich in leerer Eintönigkeit an ihm vorbeibewegten. Es waren höchstens ein paar Frühlinge, die etwas mehr Farben hatten, oder draußen die Ratsmühle, ein stiller verträumter Ausflugsort, wohin er seine Spaziergänge zu lenken pflegte, und ganz am Ende sein Kanarienvogel. Schließlich schlief er noch wenige Stunden doch da kamen seltsame Träume, so wuchs Fips, der Kanarienvogel, ins Riesengroße, ward rund und gelb wie eine Sonne die dann zerplatzte und einen Kontorstuhl als Rest hinterließ

Kopeitko war matt und müde; es unterliefen ihm Fehler, Pakete wurden falsch dirigiert, Rechnungen [z]um zweiten Male herausgeschrieben und dergleichen mehr. Der C[h]ef der den bekümmerten Alten heimlich beoba[ch]te[te], [schüttel]te besorgt und vielleicht ein wenig mißbilligend den Kopf. Er wird rapid alt — das war so sein Gedanke. — Aber auch Kopeitko gefiel dieses Leben nicht mehr, obschon er keineswegs an den Tod dachte. Die Sonnenträume waren immer häufiger über ihn gekommen, und er trug, so zerfahren ihn auch die Zustände machten, die seit der Anschaffung der Maschine ihn befallen hatten, von diesen Träumen her eine geheime Stärkung mit. — Da stand in einer Zeitung eine Geschichte über die deutschen Siedlungen in Brasilien, eine frische, kräftige Schilderung, von einem Auswanderer geschrieben, eine freie, gesunde Luft wehte darin, das wahre, blanke Leben fiel förmlich heraus aus ihr. Diese Geschichte hatte Kopeitko sehr gefallen, und nun mußte er sie immer wieder lesen. Eines Abends, ganz zufällig, fand er, als er weiter geblättert hatte, im Inseratenteil eine große Annonce, von einer Terraingesellschaft in Rio de Sul aufgegeben, welche Land zu Siedlungszwecken und zu verhältnismäßig günstigen Preisen anbot. Es mag sein, daß diese Annonce in redaktioneller Beziehung stand mit der Geschichte..

Zwei Tage später, so lange hatte es immerhin gedauert, war Kopeitkos Entschluß gefaßt. Auswandern, ansiedeln, weg von diesen tötenden Maschinen und den Menschen, die deren Diener waren; fort von dieser Nüchternheit und Kälte in die

Freiheit. Mochten andere dieses hölzerne Leben, dem er vierzig seiner besten Jahre geopfert hatte, fortführen, aber er wollte noch einmal frei sein. Da drüben fände sich schon einer, der ihn unterstützte, wenn er die Barmittel aufweisen könnte. Und die besaß Kopeitko. Er hatte aus einer aufgewerteten Hypothek mehrere tausend Mark zu erwarten, 1932 allerdings, aber dies war sicher, wenn er dem Schuldner die Hälfte erließ, zahlte ihm dieser heute schon bar. Kopeitko begann seinen Entschluß ganz im Geheimen auszuführen — niemand sollte ihn abhalten. Die geldliche Angelegenheit war sogar besser ausgefallen für ihn, als er erwartet hatte; der Terraingesellschaft hatte er geschrieben, den Abschluß selber würde er in Brasilien tätigen und die Paßformalitäten waren im vollen Gange. Für morgen hatte er sich den Tag frei gemacht unter irgendeinem Vorwand, er wollte nach F. fahren zum Generalkonsul und sich dann die Schiffspapiere besorgen.

Der entscheidenste Schritt war also zu tun. Es war gegen Abend im Spätsommer, die Sonne lag glänzend in den Fenstern, wohlig drang eine milde Luft von draußen herein, und Fips, der Kanarienvogel, sang so klagend und schön. Kopeitko sah ihn lange an, den kleinen Sänger in Gelb und hörte ihm voller Rührung zu. „Wie bald", dachte er, „aber ich gebe dich keinem anderen, siehe hier", und Kopeitko weinte. Dann aber faßte er sich plötzlich, ärgerlich fast über sein Gerührtsein, öffnete den Käfig und nahm den Gelben in die Hand. „Weißt du was", sagte er, „Fips, auch du sollst in die Freiheit gehen", und damit warf er den Vogel leicht in die Dämmerung. Der Vogel fiel erst wie ein Stein, fing sich dann, ungeschickt genug, und flog hinab in den Hof, welcher leer war. Dort saß er erstaunt und lange. Dann flog er auf ein Mäuerchen. Kopeitko winkte ihm zu, bis ihn mit einem Male ein jäher Schreck schlug. Von einem Schuppendach her, das an die Mauer grenzte, kam eine Katze geschlichen, leise, ganz leise. Sie ließ sich nicht stören als Kopeitko laut schrie: „Fips, Fips" — — der aber saß in seiner Unschuld still und dumm und piepste sogar ein bißchen. Kopeitko stürzte die Treppen hinab in den Hof, konnte jedoch nur noch sehen, wie die Katze seinen Fips im Maule davontrug. Beinahe kam er die Treppen nicht mehr hinauf. Es schwindelte ihn und war ihm so schwach: als er oben angelangt war, stand ihm der Schweiß auf der Stirne, und er mußte sich gleich zu Bett legen.... Sein Chef war ehrlich erstaunt, als er ihn am andern Morgen im Geschäft antraf. „Nun Kopeitko, trotz Urlaub hier?" — — —

Kopeitko lachte wächsern und saß dann emsig hinter den Büchern. In der Mittagspause, als alles fort war, probierte er an der Rechenmaschine, drehte und lernte. Die Sonne legte einen goldigen Fleck auf den blanken Lack, und voller Aerger versuchte Kopeitko dieses Zeichen der Freiheit mit dem Aermel wegzuwischen.

Der Kopf auf dem Tisch

Eine wahre Geschichte aus Asews Leben.

Von Ossip Dymow.

I.

Spät in der Nacht fuhr vor dem Gebäude der „Ochrana" im alten Petersburg ein geschlossener Wagen vor. Der am Torweg diensthabende Geheimpolizist sprang rasch herzu und öffnete den Schlag.

Zwei Männer stiegen aus. Einer — wohlgenährt, mittelgroß, mit schwarzem Schnurrbart — trug einen kostbaren Pelz à la Nikolaus über den Schultern; der zweite war hochgewachsen, beleibt, hatte einen großen Kopf auf kurzem Hals und abstehende, unregelmäßige Ohren.

Der Mann im Pelz mußte wohl ein ganz hoher Beamter sein: der wachhabende Spitzel scharwenzelte um ihn herum und stürzte dann voraus, um die Tür aufzureißen. Auf den anderen nächtlichen Besucher warf er nur einen erstaunten, neugierigen Blick, der erraten ließ, daß dieser ein seltener Gast des Hauses war.

Sie durchschritten einen Korridor und machten vor einer verschlossenen Tür halt. Der mit dem schwarzen Schnurrbart zog einen Schlüssel aus der Tasche und öffnete die Tür. Seine Hand war weiß, schön, fast wie eine Frauenhand. Er war in seinen Mußestunden leidenschaftlicher Klavierspieler und trug besonders gut Chopin vor. Beide traten ein und schlossen hinter sich die Tür.

In dem Zimmer war es kalt, es roch wie in einem Keller. In der Mitte des Raumes stand ein einfacher, großer ungestrichener Tisch, daneben ein stark mit angetrocknetem Blut befleckter Holzstuhl. An der Tür ein Kübel mit kaltem Wasser. In einer Ecke hing ein neues, blitzend in Gold gefaßtes Heiligenbild. Auf dem Tisch lag, in ein nasses Tuch eingeschlagen, ein Gegenstand, der aussah wie eine Melone. Eine an einer Schnur von der Decke herabhängende elektrische Lampe ohne Schirm erfüllte den Raum mit einem unangenehmen, grellen Licht.

„Da!" sagte der Schwarze und wies mit nachlässiger Kopfbewegung auf den in das Tuch eingeschlagenen Gegenstand.

Der Große begann behutsam mit zwei Fingern das nasse Tuch zu entfernen. Unter ihm erschien aber nicht eine Melone, sondern ein scharf am Kinn vom Rumpf getrennter menschlicher Kopf. Der Kopf hatte sichtlich einem jungen Manne gehört; die Haut war sehr bleich, die Lippen blau, die Zunge eingebissen. Am linken Ohr war ein trockener Blutfleck.

Der Mann mit dem kurzen Hals und den unregelmäßigen Ohren betrachtete gespannt den Kopf, und seine breite Brust keuchte schwer. Lange schaute er hin — bis ihn der Schwarze fragte:

„Erkennen Sie ihn? Ist er es?"

„Ja. Es ist Serebriakow," antwortete der Große mit schwerer, gedämpfter Stimme. „Wie ich Ihnen telegraphiert habe. Ich habe mich nicht geirrt. Ich weiß schon."

„Nun also," entgegnete der andere und zündete sich eine Zigarette an. „Ich habe Sie hierher gebeten, um endgültig Gewißheit zu erlangen. Um etwaigen Legendenbildungen der Revolutionäre vorbeugen zu können," fügte er lächelnd hinzu und ließ dabei seine prachtvollen Zähne sehen. „Dann können wir also gehen? Decken Sie das da wieder zu!" wies er durch eine Geste den Besucher an.

Der aber tat so, als hörte er nicht und schritt zur Tür. Der hohe Beamte brummte etwas und warf mit seinen Musikerhänden das Tuch wieder über den Kopf. Dann verließ er hinter seinem Besucher den Raum und schloß die Tür ab.

Sie gingen weiter. Der Schwarze bemerkte:

„Ja, wissen Sie . . . Ohne Sie wären wir nie darauf gekommen. Stephens — nach Ausweis des Passes Engländer — und weiter nichts. Und da stellt sich plötzlich heraus, daß es ein alter Bekannter ist! Serebriakow! Der ist doch sicher jetzt noch überzeugt, daß wir ihn als „Stephens" aufgehängt haben. Wenn Sie ihn mal — treffen sollten, sagen Sie ihm doch bitte Bescheid! . . . Nun also, lassen Sie es sich weiter gut gehen . . . Finden Sie heraus? Immer den Korridor entlang! — Serebriakow! Na gut! — Fahren Sie gleich wieder nach Finnland zurück?

„Ja. Leben Sie wohl!"

Der Große mit den unregelmäßigen Ohren trat auf die nächtliche Straße hinaus. Niemand außer dem Spitzel am Torweg bemerkte ihn. Er bog um die Ecke zur nächsten Querstraße und schritt sinnend dahin. Trauer lag auf seinem großen fleischigen Gesicht. Die Unterlippe hing schlaff herab. Er dachte an den Gegenstand, der da drin, in dieses nasse Tuch eingeschlagen, auf dem Tisch lag.

Er hatte diesen Kopf im Leben sehr wohl gekannt. Dieses Gesicht hatte er Hunderte von Malen gesehen, voller Leben: lächelnd und auch traurig. Er erinnerte sich an die Stimme, die diesen jetzt blau geschwollenen Lippen entströmt war. Wie oft hatte diese Stimme zu ihm gesprochen!

Der große Mann tat einen schweren Seufzer, als hätte er laut schreien mögen vor Schmerz.

II.

Der Nachtzug nach Finnland sollte gerade den Bahnhof verlassen. Es hatten sich nur wenige Reisenden eingefunden: ein paar Kaufleute aus Finnland, die in Geschäften fuhren und sich angesichts der späten Stunde sofort schlafen legten.

Eine Minute vor Abgang des Zuges betrat der große Beleibte das Abteil erster Klasse. Er schloß die Tür und blieb die ganze Fahrt über unsichtbar.

Zwei Stunden später hielt der Zug auf einer kleinen Station in Finnland. Hier verließ jener große Reisende sein Abteil erster Klasse und sprang auf den Bahnsteig hinab. Die Wagen kreischten, der Zug rückte wieder an und war bald den Augen entschwunden.

Draußen vor dem Stationsgebäude hielten ein paar leichte Schlitten, in denen schweigsame Finnen auf Fahrgäste warteten. Der Ankömmling bestieg einen Schlitten; der Fuhrmann hüllte ihn sorgsam ein, wie eine Wärterin ein kleines Kind, dann trabte das kleine rötlich-zottige Rößlein flink dahin. Der Große schloß die Augen.

Eine knappe Stunde später erschien eine Ortschaft, und der Schlitten fuhr bei einem Holzhause vor.

Es war schon nahe am Morgen. Der Wind war strenger geworden. Schneeschwer raschelten die Aeste der Fichten. Alles lag in majestätischer, schwermütiger Ruhe.

Der Ankömmling erstieg die hölzernen Stufen. Noch hatte er nicht anpochen können, da öffnete sich schon die Tür, und eine

schlank gewachsene Frau mit den Gesichtszügen einer sechzigjährigen Alten, trat aus dem Hause.

Sie streckte ihm beide Arme entgegen, blickte ihn mit gequälten Augen an und flüsterte wie gebrochen:

„Schon da? Sagen Sie mir die Wahrheit! Die reine Wahrheit! Er — lebt nicht mehr?“

Er nahm liebevoll ihre mageren Hände, als sei er ihr Bruder und sie seine Schwester, und ging mit ihr, sie sorgsam stützend, in die Wohnung.

„Seien Sie tapfer!“ sprach er und erbleichte.

„Oh, mein Gott!“ flüsterte die Frau, noch ohne zu weinen.

Beim Schein der Petroleumlampe war jetzt zu erkennen, daß sie noch jung war, und daß seelisches Leiden sie in dieser einen Nacht hatte altern lassen.

„Hat man ihn — hingerichtet?“ fragte sie.

Der Besucher nickte.

„Ich komme eben aus Petersburg. Vor drei Stunden haben sie ihn in der Zitadelle hingerichtet. — Wo sind die Kinder?“

„Schlafen,“ antwortete die Frau.

„Fragen sie gar nicht nach dem Vater?“

Sie antwortete nicht und saß da mit dem steinernen Gesicht einer Greisin.

„Die haben da also herausgebracht, daß er nicht Stephens war?“ fragte der Besucher weiter.

„Anscheinend. Aber wie? — Auf welche Weise?“

„Jemand muß ihn verraten haben,“ antwortete der Besucher mit heiserer Stimme. „Ich sage Ihnen nochmal, Marusia, es ist ein Spion unter uns, ein Provokateur! Ich bin jetzt fester davon überzeugt denn je.“

Seine Augen blitzten zornig, seine Fäuste ballten sich.

„Ich kann es nicht glauben,“ entgegnete sie leise. „Wenn das wahr wäre, so lohnte es nicht mehr zu leben.“ Sie schüttelte den Kopf und sagte dann mit ungewöhnlicher Zärtlichkeit, die Augen ins Leere gerichtet:

„Jewgenij . . . Liebling . . . In der Schtinge . . . Am Galgen . . . Mein Shenja . . .“

Kärgliche Tränen rollten über ihr Antlitz.

„Weinen Sie, Marusia, weinen Sie — das wird Ihnen Erleichterung bringen,“ redete ihr der Besucher zu. „Ich gehe zu den Kindern.“

Er ging ins Nebenzimmer. In sauberen Holzbettchen schliefen zwei Knaben. Einer von ihnen streckte ein rundlich strammes Beinchen unter der Decke hervor. Der Besucher bückte sich und deckte den Kleinen sorgfältig zu. Er stand unbeweglich und betrachtete die schlafenden Kinder. Das Gesichtchen des älteren hatte Aehnlichkeit mit dem toten Gesicht, das er vor wenigen Stunden auf dem Tisch im Hause der „Ochrana“ gesehen hatte . . .

„Marusia,“ sagte er, als er wieder zu der Mutter zurückkehrte. „Sie haben Kinder! Sie müssen an sich denken.“

Sie lehnte schluchzend auf einem Wachstuchsofa, das Gesicht in die Kissen vergraben.

„Ich werde mich der Knaben annehmen,“ fuhr er dann fort. „Sie sollen beide keine Not leiden. Marusia, Sie dürfen sich aber nicht so gehen lassen! Jewgenij ist gestorben wie ein Held!“

„Ja, ja. Sie wissen es . . . Er war ein Held. Sie sind sein Freund gewesen. Er hat Sie lieb gehabt . . .“ rief die junge Frau krampfhaft schluchzend und preßte fest seine Hand. „Verlassen Sie mich nicht, sonst verliere ich den Verstand . . .“

Und der große Provokateur mühte sich, die Frau des Gerichteten zu trösten. Er sprach von dem Gehenkten, den ein Schurke verraten habe, und dessen Tod er rächen werde . . .

Als später die unglückliche Frau eingeschlafen war, betrachtete er sie kummervoll, und seine gewaltige Stierbrust hob und senkte sich erregt in stummem, unterdrücktem Schluchzen.

(Autorisierte Uebersetzung von Erich Boehme.)

Heidegewitter

Von Hans Blunck-Oldemaren.

Heut vor einem Jahr tat Jan Heirik es dem anderen an, daß er davon sterben mußte. Aber das Weib, um deswillen es geschah und die es gesehen hatte, verließ ihn nach wenigen Tagen. Sie hatte Furcht vor Jan Heirik, sie hatte noch mehr Furcht vor dem Toten, der nachts an das Tor klopfte und geschworen hatte, zu seiner Stunde wieder zu kommen.

Seitdem lebte Jan Heirik einsam im Moor. Er lebte weitab von den Leuten. Wenn er nicht alle paar Monate den Weg ins Dorf hätte gehen müssen, er hätte mit keinem Menschen zu reden brauchen!

Was ging's die Leute auch an, wo Peter Pahl geblieben war? Es kümmerte sie nicht und das Weib war in die Stadt gewandert und hütete sich, ein Wort zu verlieren.

Nur Jan Heirik dachte noch daran, er mußte nachts oft daran denken, aber er lachte am Morgen. Was ging es ihn an?

War heute ein stickiger Sommerhimmel über der Heide. Die Sandlöcher, die der Wind mannstief aufgewühlt hatte, gleißten brennend weiß herüber, die Sonnenglut schwelte und flimmerte und aus den Moorlöchern, die selbst im Sommer nicht trocken werden, stieg ein Ruch von Fäule und Moder auf, der bis zu der einsamen Hütte des Mannes im Bruch hinüberzog. Atemraubend war die Hitze — fast so schlimm wie damals. Was damals? Wenn er dich ein Jahr in Ruhe läßt, Jan Heirik — sagte die Frau —, dann kannst mich wieder rufen, dann hat er keine Macht über uns bekommen.

Dummheit und Aberglaube! Jan Heirik hatte sich erst zum Fischen zur Au hinuntertrollen wollen, er hatte Schnur und Haken bereit. Aber als er vor der kleinen Strohhütte stand, war er fast zu träg, sich zu bewegen. Etwas Ermüdendes lag in der Schwüle, etwas Drückendes, das man hätte durchstoßen mögen und das sich doch nicht packen ließ. Der Mann wollte umkehren, hatte aber auch keine rechte Lust, in der Hütte zu bleiben. Träg, murrend, ging er zu dem Birkbusch, der drüben vom Sandberg niederhing und legte sich lauernd auf den Bauch, die Augen zur Hütte, als müsse er ausspähen, ob jemand zu ihm wollte.

Die Luft rührte sich immer noch nicht, kein Schritt kam durch den Sand. Einmal, als er fast eingeschlafen war, schrak Heirik auf. Er hatte sich vorgestellt, ein Landjäger käme mit schleifenden Handeisen — das Klirren hatte er gehört. Aber es war nichts. Hier im Moor bekamen sie ihn auch nicht, selbst wenn sie nach dem Toten suchen kamen, oder das Weib in der Stadt etwas verraten hatte. Jan Heirik setzte sich, den Rock lose über dem riesigen nackten Oberkörper, gegen den Birkstamm, strich sich das Haar aus der flachen Stirn, schob die Lippen drohend vor und pfiff vor sich hin, was ihm gerade einfiel. Seine Blicke glitten dabei unruhig hin und her wie Eidechsen und spähten nach allen Seiten. Was sollte Peter Pahl auch machen? Er lag da gleich unter der Sonne im Moor, weitab von der Hütte; die Frau hatte es in ihrer Nähe nicht leiden wollen. Sie hatten sogar ein paar große Steine darüber gesenkt, damit er nicht hoch kommen könnte.

Peter Pahl hatte trotzdem so lange geklopft und gedroht, bis das Weib davon gelaufen war. Heirik kniff die Augen zu, er dachte nicht gern daran. Es war selbst für ihn oft beengend, in dieser Einsamkeit zu leben, mit dem Spuk rundum. Aber heute war wohl ein Jahr um. Die großen geäderten Augen des Mannes wanderten nach rechts und nach links. Es rührte sich nichts. Nur ein Lampert huschte einmal durch das Heidekraut oder ein Heupferd schoß an seiner aufgestützten Hand vorüber. Und ein fernes Rollen —.

Heirik warf den Rock ab und lockerte den Gürtel. Unermessen war die Einsamkeit. Er wollte zur Hütte, der Hunger trieb ihn. Aber war's nicht, als liefe er in eine Falle? Der Landjäger — und wo sollte Peter Pahl ihn wohl suchen, wenn nicht in der Kate? Der Riese lachte hilflos. Er blieb lieber hungrig am Birkbusch, sah den Wolkengesichtern zu, die über die Heide fliegen.

Ein Schatten berührte ihn dabei und dann, auf einmal lag die Welt dunkler da. Es rollte unter seinen Füßen oder über ihm im Busch. Leise wiegten sich die Zweige und raschelten aneinander.

Woher kam das Wetter gerade heut? Ob der Tote damit zu tun hatte? Es hörte sich wahrhaftig an, als käme ein böser Schritt im Wind geradewegs auf die Hütte zu. Noch nie waren die Wolken so unheimlich schnell herangezogen. Eben noch hatte die Sonne geschienen — ja eben —. Wer kam da?

Der Mann sprang auf, er wußte jetzt, etwas ging nicht mit rechten Dingen zu. Eine Bö stob fernher, man hörte sie stöhnen, wie eine arme Seele schreit. Dunkel wurde es, so dunkel, daß die Weite wie unter einer späten Dämmerung lag. Die Wacholder am Weg beugten sich, die Heide schien in sich zusammenzukriechen.

Jean Heirik wartete vorgebeugten Leibes, sah mit stieren Augen in die halbhelle Landschaft. Was war denn? Ein Jahr war heute vergangen! Wer wollte etwas von ihm? Wer kam da? Warum weilte er noch bei der Hütte, wo Peter Pahl zuerst suchen würde? O es wurde ein Tag, wo alle bösen Gesichter über die Erde schlichen!

Der Mann tat einige Sprünge voraus. Warum war kein Mensch um ihn! Warum war er nicht im Dorf bei solch verwünschtem Wetter! Heirik spürte jäh die Meile Einsamkeit bis zu den nächsten Bauern. Er spürte Angst, gurgelnde Angst, begann stolpernd vor dem Wetter herzurennen.
